

Seite 93 eine Notiz brachte, ist auch an anderen Orten des Rheinhals im letzten Winter beobachtet worden, wie aus dem Berichte des Herrn Sehlbach in Bonn auf Seite 155 des Jahrgangs 1899 dieser Zeitschrift hervorgeht. Im Übrigen scheint das Schwarzkehlchen nur sehr selten den Winter in Deutschland zu verbringen, da ich in der Litteratur bisher nur eine diesbezügliche Bemerkung gefunden habe und zwar in der Arbeit von Reye über die Vögel Hannovers (Ornitholog. Jahrbuch 1893 S. 117), wo es heißt: „Ein Exemplar aus dem Winter 1866 befindet sich in unserem Museum.“ Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob andere Ornithologen bereits Beobachtungen in dieser Hinsicht gemacht haben.

Schließlich gedenke ich noch eines regelmäßigen Wintergastes des Niederrheins, der Sturmmöve (*Larus canus* L.), die sich in manchen Jahren bereits Mitte August auf dem Rheine einstellt, oft in großer Zahl, und meist erst gegen Ende März wieder nordwärts zieht.

## Der Vogel im Volksmunde.

Von Rudolf Hermann.

(Fortsetzung.)

### III. Wintervögel.

Von den Frühlingsboten, vom lustigen Hausgeflügel habe ich bis hierher geplaudert. Was bleibt mir noch zu erzählen übrig? Wochen sind vergangen seit meinem Besuche beim Förster, in dessen traulichem Heim nach frisch gewonnenen Eindrücken von der Wechselbeziehung des Vogels zum Menschen der Gedanke zu dieser kleinen Schilderung entstand. Längst sind sie fortgezogen die schönsten und beliebtesten Vertreter des Vogelgeschlechts; denn es ist nicht mehr wohnlich hier für sie. Vom Schreibtische schweift der Blick durchs Fenster in den bleigrauen Himmel und haftet an den Regentropfen, die ein kalter Oktoberwind an die Scheiben wirft. Daß mich bei den herbstlichen Erscheinungen doch stets eine nicht zu bannende Wehmut überfällt! Doch soll es mir nicht allein so ergehen. Die ersten Zeichen des scheidenden Sommers, wie überhaupt der Beginn des für den Naturfreund ziemlich freudlosen Jahresabschnitts, in welchem, wenn auch nur scheinbar, alles Leben in der Natur er stirbt, beeinflussen das Gemüt, das Seelenleben vieler Menschen und vermehren in besonders hohem Grade die trübselige Stimmung eines Melancholikers. Zu mir wird an solchen Tagen, wenn regenschwere Wolken beständig die Sonne verhüllen, Eichen und Kastanien prasselnd zur Erde fallen, Blätter im Winde sich jagen, wenn unter dem eisigen Hauche aufsteigender Nebel hier und da organisches Leben sich auflöst und die Geschöpfe der Tierwelt, soweit sie nicht wandern, sich in Schlupfwinkel zurückziehen und Nahrungsvorräte sammeln, eine sich steigende Sehnsucht nach jener wonnereichen Zeit, wo Blumenpracht

und Blütenduft, wo Vogelsang und tausend andere Zeugen einer Wiedergeburt der Natur den Menschen einladen in den heiligen Dom des grünen Waldes zum Gottesdienst und zur Andacht.

Zwar ist die Übergangszeit vom Sommer zum Winter nicht arm an mancherlei Reizen und anregenden Naturbetrachtungen; denn ein sonniger Herbsttag mit seiner mannigfaltigen Farbendekoration, wie sie sich dem Auge in der verschiedenartigen Schattirung des Laubes, des Farrenkrautes, der Moose, in dem eigenartigen Schmucke der Pilze und Früchte darbietet, muß eindrucksvoll wirken auf jeden mit Natursinn begabten Menschen. Indes, auch diese letzten farbenschönen Zeugen vermögen die Empfindung von der Vergänglichkeit alles Irdischen nicht ganz zu bannen; denn auch der Lebensgemeinschaft zwischen Blatt und Baum wird von der Natur ein Ziel gesetzt. Und wenn ich mich über die Wahrheit dessen, was ich soeben niedergeschrieben, auch täuschen, wenn ich selbst nicht daran glauben möchte, daß auch die Natur alljährlich ihr Totenfest feiert, — ein Blick auf den Strauß von Astarten und Georginen am Fenster sagt mir: Es ist Herbst.

Während ich derartige Betrachtungen anstelle, öffnet sich leise die Thür zu meinem Zimmer und, ganz im Gegensatz zu meiner melancholischen Stimmung, tritt schelmisch lächelnd meine Gattin zu mir. Sie hält etwas hinter sich verborgen, womit sie mich anscheinend überraschen will: die ersten Nephühner. Man sagt, daß die Liebe des Mannes zur Frau durch den Magen gehe; mit einer Variation könnte man sagen, auch diejenige vieler Menschen zur Natur, sofern man dabei der Feinschmecker gedenkt. Mag dem sein, wie ihm wolle. Ich gehöre zu diesen nicht, wenn ich auch gestehen muß, daß ich auch gern Geflügel esse; aber „*toujours perdrix*“ würden mir ebensowenig gefallen wie dem Reichtvater Heinrichs IV. von Frankreich, dem dieser sie wegen eines Übergriffes seiner priesterlichen Macht tagelang vorsezen ließ. Ich erfreue mich aber nicht nur an dem herrlichen Braten, sondern auch an dem lebenden Vogel, besonders an dem hübsch gezeichneten Männchen. Erweckt doch auch das Nephuhn in mir Erinnerungen an die Jugendzeit, wo ich, Feld und Wald durchstreifend, bald einen brütenden Vogel, bald ein ganzes Völkchen auffagte, gelegentlich auch wohl einmal mit des Vaters Flinte einen der schmachhaften Vögel erlegen durfte. Sehr bald lernte ich in Gesellschaft von Jägern die für die Küche oder vielmehr für den Magen besseren von den minderwertigen Hühnern unterscheiden, und noch klingt mir darüber ein hübsches Verschen im Ohre, welches ich denjenigen unter meinen verehrten Leserinnen, welche die Unterscheidungsmerkmale von alten und jungen Nephühnern noch nicht kennen sollten, nicht vorenthalten will:

„Ist gelb das Bein, gleich der Zitrone,  
Dann ist's von diesem Jahre, zweifelsohne,  
Doch rechne zwei auf einen Kopf,  
Sie werden sehr gering im Topf.“

Mit Beinen gelb, wie Apfelsine,  
 Vor Allen Dir zum Braten diene.  
 Bei hellgrauem Beine laß Dir raten,  
 Ein halbes Stündchen länger sie zu braten.  
 Scheint dunkel schon des Beines Grau,  
 So kocht's vor'm Braten erst die kluge Frau.  
 Blaugraue Beine, Schnabel weiß  
 Und um die Augen ein hellroter Kreis —  
 Laß ab! Umsonst sind Speck und Butter,  
 Derart'ge Hühner schenk' — der Schwiegermutter."

Noch eine andere Jugenderinnerung knüpft sich an das Kephuhn: die lateinische Unterrichtsstunde. Mühsam plagten wir uns dort mit der Verdeutschung der wohlklingenden, uns Schülern aber höchst unangenehmen Verse des Ovid, um schließlich daraus zu erfahren, daß das Kephuhn, wie so viele andere Tiere schon vor ihm, vor alten Zeiten ein Mensch gewesen, wie wir. Perdix hieß dieser mit Namen, seines Berufes ein Künstler, der durch die Erfindung der Säge und des Zirkels die Mißgunst seines in Griechenland als Bildhauer hochangesehenen Onkels Dädalus in dem Maße erregte, daß dieser den Neffen ins Meer stürzte:

„Aber hold dem Verstand', empfing ihn Pallas, und schuf ihm  
 Vogelgestalt, und verhüllt ihn mitten im Fall mit Gefieder.  
 Siehe, der raschen Natur Lebendigkeit ging in die Flügel,  
 Ging in die Füße hinein; es blieb der Name, wie vormals.  
 Doch nicht pflegt der Vogel den Leib in die Höhe zu schwingen;  
 Auch nicht baut er im Ast und erhabenen Gipfel die Nester;  
 Sondern er fliegt an der Erd' und legt in die Hecken die Eier.  
 Stets noch scheut er das Hohe, des vorigen Falles gedenkend."

Während meine Gedanken die Kephühner in die Küche begleiten, lenkt ein vor dem Fenster meines Zimmers entstehender Standal meine Aufmerksamkeit auf sich. Zwei wohlgenährte Spazzen machen auf dem gegenüberliegenden Pappdache ein Kartoffelstückchen einander streitig. Daß doch diese Tagediebe sich überall einfinden. Sie sind meine regelmäßigen, allezeit hungrigen Kostgänger. Es will daher mit meinen Wahrnehmungen nicht recht übereinstimmen, wenn ich öfters den Vergleich höre: „Er ißt wie ein Sperling.“ Profit die Mahlzeit! Der Sperling hat einen recht gesegneten Appetit. Deswegen würde ihm nun auch kein Mensch zürnen und ihm zur harten Winterzeit, wenn durch anhaltenden Schneefall mit darauf folgendem Frost die Existenzfrage selbst für ihn eine sehr ernste wird und er sein „Brik, Brik! Macht mir doch auf einen Augenblick! Rauh weht der Wind, die Luft ist kalt; habe kein Futter, erfriere bald!“ auf dem Fenster Sims hören läßt, gern einen Bissen gönnen, wenn er nur nicht eine große, mit Unverfrorenheit sich paarende Aufdringlichkeit besäße. „Dreist und frech wie ein Spaz“ heißt darum das Sprichwort, und schon dadurch allein ist er im Volksmunde, der sich viel mit ihm beschäftigt hat, populär geworden.

Infolge seiner starken Vermehrung war er schon im Altertum bekannt und galt dort als Symbol der Fruchtbarkeit, doch, da er es mit der ehelichen Treue nicht ganz genau nimmt, zugleich auch als Sinnbild der Unkeuschheit. Bei den Jüdern vertrat er die Stelle des Liebesgottes, der, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, reitend teils auf einem Papagei, teils auf einem Sperlinge dargestellt wurde. Die schlechten Eigenschaften des Sperlings haben vielen Kirchenvätern Veranlassung gegeben, ihn in Gleichnissen den Gläubigen als abschreckendes Beispiel hinzustellen. Der Sperling muß schon in den frühesten Zeiten sehr zahlreich aufgetreten sein. Darauf lassen die Stellen der Bibel „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig“ und „Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Pfennige“ schließen, und aus dem Kaufpreise geht hervor, daß er ein wohlfeiler Handelsartikel gewesen ist. Gehörte er doch zu den zahmen und reinen Tieren, welche dem jüdischen Volke nicht nur zu essen erlaubt, sondern ihm auch unter Ceremonien zu opfern befohlen waren. Das Fleisch der Sperlinge sowie die Eier sollen übrigens recht schmackhaft sein. Der alte Gessner giebt in seinem Tierbuche, obgleich einige seiner Zeitgenossen behaupten, daß „Sperlingsfleisch und Sperlings-eier genossen das Blut hitzig machen und zur Unkeuschheit anreizen,“ ein Rezept zu einer Sperlingspastete, die, ihren Bestandteilen nach zu urteilen, manchem Feinschmecker heute noch munden dürfte. Selbstverständlich muß man zu solcher Delikatesse den Spaz selbst erst haben, und wenn man ihn nicht erlegt, — natürlich darf man nicht „mit Kanonen auf Sperlinge schießen“ — dann ist er bei der ihm eigenen Schlaueit schwer zu erhalten, es sei denn, daß man ihn mit dem uralten Fangmittel „Sperlingen Salz auf den Schwanz streuen“ überliste oder sich seiner in der Weise bemächtige, daß man Leute auffucht, welche „Sperlinge unter dem Hute haben.“ Noch leichter könnte man freilich in seinen Besitz gelangen „wenn der Himmel einfällt, dann fallen alle Sperlinge tot.“ Mache das Feder, wie er wolle. Soviel steht fest: „Besser ein Sperling in der Hand als zehn Tauben auf dem Dache,“ wenn es auch nur einer mit „Sperlingswadern“ wäre.

In der Wetterkunde gilt der Sperling, besonders auf dem Lande, vielfach als Prophet. Badet er sich mit feinesgleichen im Sande, dann ist Regen zu erwarten. Auch offizinell hat der Sperling zu Zeiten eine Rolle gespielt. „Zween Löffel voll Aschen von gebrannten Spazzen aus Wassermät getrunken, heilet die Gelbsucht. Diese Asche von den Jungen mit Essig auf die Zähne gerieben, benimmt den Schmerzen derselbigen, wie Plinius ausweist.“ Ein ähnliches Heilmittel gegen Zahnweh bildeten die Exkremente des Vogels, sofern sie mit Öl erwärmt angewendet wurden; mit Schweineschmalz aufgetragen heilen sie „die Hauptsucht, darvon das Haar ausfällt“ und ohne jeden Beisatz „benehmen sie die Laubflecke des Angesichts.“ So sagt Gessner.

Auch die Weltgeschichte erwähnt des Sperlings einmal. Als nämlich die griechischen Helden sich zum Kampfe gegen die Trojaner im Hafen von Nulis einschifften, wand sich plötzlich ein purpurner Drache auf einen Ahornbaum, in welchem ein Sperlingsweibchen auf acht Jungen saß und verschlang die Brut samt der Mutter. Diesem Ereignis legte man die Weissagung, welche sich später auch erfüllte, zu Grunde, daß die Stadt Troja neun Jahre werde belagert werden und erst im zehnten den Griechen in die Hände fallen würde.

Zwei Verwandte unseres Sperlings sind „der nackte Sperling“ im Würfelspiel und „der weiße Spatz.“ Ersteren sieht man häufiger, letzterer zeigt sich, wenn wir von den wirklichen Albinos einmal absehen, nur morgens vor Sonnenaufgang und dann auch nicht jedermann. Soeben schaut so ein unverschämter „sperlingsgrauer“ Gefelle vom Gesims aus ins Fenster. Sollte er etwa hören und mit seinem „Spatzenhirn“ verstehen können, was ich hier erzähle? Dann „erzählen es sich bald die Spazzen auf dem Dache“ oder sie „schimpfen wie die Rohrspazzen“ darüber. Nun, wenn es nur nicht schlimmer wird. Da läßt sich auf dem Dachgiebel eine Dohle nieder; darum will ich mich nicht allzu bemerkbar machen mit meiner Blanderei, sondern rechtzeitig daran denken: „Sollen Dich die Dohlen nicht umschrein, mußt Du nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.“

Auch von diesem schwarzen Gelichter stellen sich dann und wann einige Vertreter vor meinem Fenster ein. Der Volksmund macht keinen großen Unterschied zwischen den einzelnen Schwarzröcken; er fragt wohl wie der Kindermund „Was ist das für ein Bettelmann? Er hat ein kohlschwarz Köcklein an?“ hat aber, einer traditionellen Anschauung zufolge, keine besondere Vorliebe für die Raben- und Krähenvögel.

Als vornehmster Vertreter dieses Geschlechts gilt der Rabe. Mag ihm von Seiten des Landmannes, des Jägers und anderswoher auch keine Sympathie entgegengebracht werden, so hat es doch Zeiten gegeben, wo er sich eines großen Ansehens erfreut hat. Wie jede Absonderlichkeit eines Vogels, sei es eine auffällige Stimme, besonders hervortretende List und Klugheit oder irgend eine andere Eigentümlichkeit den Völkern des Altertums und unseren Vorfahren Veranlassung dazu gegeben hat, ihn mit höheren Wesen in Verbindung zu bringen, so ist dies auch bei dem Rabe der Fall gewesen. Es ist daher erklärlich, wenn er in der Mythologie vielfach erwähnt wird und gleich anderen Geschöpfen der Vogelwelt große Verehrung genossen hat. Wie die Krähe erreicht der Rabe ein hohes Alter und damit zugleich Erfahrung; dieser Umstand war der Beobachtung des Volkes schon damals nicht entgangen. Daher schreibt sich jedenfalls die Redensart: „So alt werden wie ein Rabe.“ Und da er überdies nicht allein durch sein Auge eine gewisse Intelligenz verrät, sondern mit einer durch jahrelange Erfahrung erworbenen

Klugheit zugleich List und Verschlagenheit verbindet, durch welche er viele Tiere berückt, diesen gegenüber also geradezu eine Sonderstellung einnimmt, so war es nur logisch, wenn man dem Raben im Altertum, analog der Gewohnheit, sich dem Volke durch irgendwelche Charaktereigenschaften bemerkbar machende Vögel zu Sinnbildern von Gottheiten zu wählen, eine diesem Volksgebrauche entsprechende Stelle in der Mythologie anwies. Bei den Griechen und Römern war der Rabe ein Symbol für Apollo, den Gott der Weisheit. Die Litteratur läßt indes keinen Zweifel darüber zu, daß er auch diesem höheren Wesen, in dessen Eigenschaft als Lichtgott, als redendes Sinnbild beigegeben war. Dies ist besonders aus Stellen zu schließen, in denen seiner als eines der Sonne dienenden, ursprünglich schneeweissen Vogels erwähnt wird, dessen Gefieder, wie dasjenige der Krähe, eines Lieblings der Göttin Pallas-Athene, in tiefes Schwarz verwandelt wurde.

„Vormals weißer wie Schnee mit silberhellem Gefieder  
 Blinkte der Rab' und trogte den ganz ungemakelten Tauben;  
 Nicht die wachsame Gans, die Roms Kapitole zur Hut war,  
 Schimmerte heller denn er, noch der rudernde Schwan im Gewässer.  
 Ihn war die Zunge Verderb; durch Schuld der geschwägigen Zunge  
 Ward das lichte Gefieder in dunkles plötzlich verwandelt.“

Auch die germanischen Völker wählten als Attribut für den vornehmsten ihrer Götter, für Wuotan oder Odin, den Raben. Bei dieser Wahl mag sie indes nicht allein die Klugheit, sondern auch die Körperstärke des Vogels geleitet haben, die er im Kampfe mit ihm überlegenen Tieren sogar erprobt. Man kann dies um so eher annehmen und daraus das hohe Ansehen, dessen der Vogel sich bei den Germanen erfreute, herleiten, weil das Wort Rabe bei einzelnen Stämmen attributiv sehr gebräuchlich war, wie dies aus den Namen Hilderam (Schlachtrabe), Wolfram oder Wolfrhaban und anderen ersichtlich ist. Odin hatte als erster Gott und allwissender Herrscher über Himmel und Erde die beiden Raben Hugin und Munin neben sich sitzen, welche er von Zeit zu Zeit aussandte, damit sie ihm über alle Begebenheiten, die sich in der Welt zugetragen, berichteten. Mit diesen Raben hat man später die Mythe vom Kaiser Barbarossa in Verbindung gebracht, der im Kyffhäuser verborgen solange seinen Zauberschlaf halten sollte, bis die ihn bewachenden Raben nicht mehr um den Berg flögen. Auch bei anderen Völkern, wie bei den Esthen war der Rabe als klügster des ganzen Vogelgeschlechts bekannt; bei den Japanern war er ein Sinnbild der Sonnengöttin. Eigenartig ist es, ihn auch symbolisch für Morpheus, den Gott des Schlafes, anzutreffen.

Wie auf den Religionskultus, so hat der Rabe auch auf den Aberglauben des Volkes großen Einfluß ausgeübt. Die krächzende Stimme, seine vielfach hervortretenden üblen Eigenschaften, das schwarze Gefieder, ganz besonders aber seine Thätigkeit und Gefräßigkeit an Nichtplätzen, die ihn selbst dort einen Anteil suchen

ließ, haben ihn sowohl als auch seine gleichgefärbten Artgenossen zu verabscheuungswürdigen und Unglück verheißenden Vögeln gestempelt. Man hielt sie für lebendige Werkzeuge der Nemesis, die vor nichts zurückschrecken, und noch heute sieht man in ihrer Begegnung hier und da ein böses Omen. Bezeichnend in dieser Hinsicht sind nicht allein Worte wie „Rabenstein“, „Rabeninsel“ und dergleichen, sondern auch Aussprüche wie „das Opfer liegt, die Raben steigen nieder“ charakterisieren sein Handwerk auf Hochgerichtsstätten, und wenn es an einer Stelle der Bibel heißt: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken,“ so ist die Bedeutung, welche man diesen Vögeln als Rächer für begangenes Unrecht beimaß, sehr treffend gekennzeichnet, Vielfach glaubte man den Raben im Bunde mit dem Teufel und den bösen Mächten und bediente sich seiner sinnbildlich für sie. Häufig findet er in dieser Beziehung, wie auch als Symbol der Nacht und der Unterwelt, heute noch in der Malerei Verwendung.

Noch andere Umstände haben dazu beigetragen, die Rabenvögel im Volksmunde unbeliebt zu machen. Weit verbreitet war und ist jetzt noch die Annahme, daß Raben sich ihren Jungen gegenüber lieblos erweisen und sie vernachlässigen. Diese Ansicht ist zweifellos auch auf die heilige Schrift zurückzuführen, woselbst es bezüglich der geringen Elternliebe heißt: „Wer bereitet den Raben die Speise, wenn seine Jungen zu Gott rufen und fliegen irre, wenn sie nicht zu essen haben?“ und wo an einer anderen Stelle Gott gepriesen wird, weil er dem Vieh sein Futter giebt „und den jungen Raben, die ihn anrufen.“ Zählte die Bibel „alle Raben mit ihrer Art“ bereits zu denjenigen Vögeln, deren Fleisch zu essen verboten war, also zu den unreinen Tieren, so stellte man sie auch als Geschöpfe hin, mit denen der Mensch nichts gemein haben dürfe. Wo man ihnen begegnete und wo sie sich aufhielten, herrschte Glend und Trauer. Anklänge hieran finden sich Jesaias 34, wo der Prophet neben anderen Strafen, die Gottes Gericht über Edom verhängen wird, von Nachteulen und Raben als Zeichen des Schreckens spricht, und ähnliches enthält Zephania 2, wo der Stadt Ninive der Untergang verkündigt und gedroht wird, daß auf den Balken ihrer Türme die Raben und anderes unreines Getier sitzen werden.

Mag man dem Raben teilweise Unrecht thun; denn er liebt z. B. seine Jungen über alles, so ist doch die einmal im Volksleben wurzelnde Voreingenommenheit gegen ihn und das sich auf wirklich hervortretende schlechte Eigenschaften gründende abfällige Urteil nicht zu beseitigen. Dadurch haben sich Redensarten wie „Rabenvater, Rabenmutter, Rabeneltern, Rabennatur, Rabenherz,“ von Mund zu Mund verpflanzt, und „Kreusa, das Schakkind und Rabenvieh,“ sowie „Hermann, mein Rabe,“ selbst „Haus Hucklebein, der Unglücksrabe,“ sie alle waren jeder für sich „ein ausgekochter Rabe.“ Doch, war es nicht ein Rabe, dessen sich Noah als Rundschafter

bei der Sintflut bediente, und sandte nicht der Herr durch ihn, den unreinen Vogel, den man durch Scheuchen vom Tempel in Jerusalem fernhielt, dem hungernden Elias Speise und Trank? Das werden jedenfalls „weiße Raben,“ die ja auch heute noch selten sind, gewesen sein.

Zwei Sagen über den Rabe verdienen noch erwähnt zu werden. Zur Zeit des ersten Samniterkrieges soll — wie Livius erzählt — ein Gallier mit einem Römer, namens Valerius, einen Zweikampf ausgefochten haben, in welchem es sich ereignete, daß die Götter in der Gestalt eines von ihnen entsandten Raben Anteil an dem Kampfe nahmen. Als nämlich die Streitenden mit gezücktem Schwerte auf einander eindringen, erschien plötzlich ein Rabe, der sich dem Römer Valerius auf den Helm setzte und von dort aus durch Schnabel- und Krallenhiebe, sowie durch Flügelschläge den Gegner solange zu verwirren suchte, bis dieser von Valerius besiegt wurde. Hierauf schwang sich der geflügelte Bote wieder zu den Göttern empor und verschwand vor den Blicken des Siegers. Valerius erhielt infolge dieses Ereignisses den Namen Corvus, d. h. Rabe.

Die andere Sage entstammt dem Mittelalter. Ihre Tendenz ist eine Illustration zu der Neigung des Raben, alles was ihm brauchbar erscheint, sich anzueignen, die wir mit dem Sprichwort bezeichnen: „Er stiehlt wie ein Rabe.“ Dem Bischof Thilo von Trotha (1514) wurde ein Ring gestohlen, den man erst lange Zeit, nachdem ein des Diebstahls verdächtiger Diener unschuldig zur Hinrichtung verurteilt worden, in dem Nest eines Raben wiederfand. Zufolge eines Vermächtnisses des Bischofs wird zum Andenken an den unrechtmäßigen Strafakt noch heute ein Rabe im Schloßhofe zu Merseburg gefangen gehalten.

Was vom Rabe gesagt worden, gilt im großen und ganzen auch von der Krähe. „Wie eine weiße Krähe unter schwarzen,“ so selten bleiben die Fälle, in denen man von ihr gutes sprechen könnte; denn „eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus.“ Für das Augurium war ihr Geschrei von Bedeutung, und wenn Horaz sagt: „Störe nicht dein Scheiden ein linker Specht, noch Krähengeflatter!“, so geht daraus hervor, daß die Krähe nach ihrem Fluge als Unglücksprophet angesehen wurde, ähnlich so, wie wir ihr heute noch eine üble Vorbedeutung beilegen, wenn sie unseren Weg kreuzt. Schon Walther von der Vogelweide war nicht gut auf die Krähe zu sprechen. In seiner „Traumdeutung“ läßt er uns erfahren, daß ihrem Rufe sogar der Fluch anhing:

„Gerne dort ich länger schlief,  
Aber eine Krähe rief  
Mit verfluchtem Schalle!  
Daß Ihr Krähen alle  
Wärt, wo ich's mag leiden;  
So mich vom Glück zu scheiden!“

Was „Krähensfüße“ bedeuten, weiß jedermann, insbesondere eine Frau, die über das kanonische Alter hinweg ist, aber es kennt sie auch, wie ich schon bei der Gule hervorhob, der kleine Wicht, der zum ersten Male jene heiligen Räume betritt, aus welchen er seine Weisheit für's Leben sich holen soll. Doch wenn ich nun über das ganze „raben-schwarze“ Gefindel den Bann aussprechen sollte, so thäte ich, abgesehen einmal von dem Falle, daß die Krähe in Böhmen z. B. verehrt wird, weil sie dort, einem alten Volksglauben zufolge, die Kinder bringt, Unrecht. Man hat doch auch einige Vertreter ihres Geschlechts milder beurteilt als den erst erwähnten Erzschelm, den Raben, und sich zum Teil in Schutzbestrebungen für sie ergangen. Das gehört aber nicht hierher; denn

Von des Recht's Praktik, Justiz', Gesetzen  
Kann eine Dohle glaub' ich klüger schwätzen.“ —  
(Schluß folgt.)

### Kleinere Mitteilungen.

**Gestörtes Brutgeschäft.** In dem Garten der Villa des Rentiers G. Kühn lag im April dieses Jahres ein großer Reifighaufen, in welchem sich ein Amselpaar wohllich niedergelassen hatte. Die Tierchen bauten hier ihr Nest und das Weibchen belegte es mit drei Eiern. Der Besitzer, welcher ein eifriger Beschützer der gefiederten Sänger ist, wußte nichts von dem versteckten Nistplatze und gab deshalb die Weisung, das Holz für den Haushalt zusammenzuhacken. Nachdem schon ein gut Teil davon weggeräumt war, bemerkte die damit beauftragte Frau das Nest und eine von demselben aufsteigende, ängstlich hin und her flatternde Amsel. Auf ihre Meldung nahm nun der oben Genannte das Nest und setzte dasselbe in das Gezweig eines Apfelbaumes, welcher mehrere Meter von dem Reifighaufen entfernt war. Für die Abwehr der Katzen erhielt der Stamm einen Kranz von Dornen. Zur größten Freude wurde das Gelege durch zwei weitere Eier vervollständigt, das Brutgeschäft fortgesetzt, und drei muntere Vöglein erblickten das Licht der Welt, von denen aber eins bald zu Grunde ging. Im Wonnemonat Mai verließen zwei Amseln ihre Wiege, welche an verschiedenen Orten gestanden hatte.

Gera.

G. Fischer.

In meinem Garten hatte ich einen sehr alten Birnbaum mit vielen Astlöchern, welche in jedem Jahr von vielen Staren als Brutplätze benutzt wurden. Ich hängte am 17. April nicht weniger wie fünf von Berlepsch'sche Nistkästen, Größe B, an diesem Baume auf, streute etwa eine Handvoll zerriebenes verdorrtes Waldlaub hinein und schwärzte den inneren Kasten, und siehe da, sämt-

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1900

Band/Volume: [25](#)

Autor(en)/Author(s): Hermann Rudolf

Artikel/Article: [Der Vogel im Volksmunde. 422-430](#)